

Meine Nachbarin

Autor(en): **Accolti-Egg, Mathilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

das Buch mit den Gravüren mit mir nehmen? In zwei Tagen hoffe ich, Ihnen eine gute Dofferte machen zu können." Sie durfte ihm dies nicht abschlagen, meinte jedoch, sie hätte die Bücher lieber en bloc verkauft; den Verkauf eines einzelnen Buches habe sie bis jetzt immer verweigert. Wir machten uns auf den Heimweg. Ich versuchte das Gespräch auf das Buch zu lenken; aber er gab mir deutlich zu verstehen, daß er davon nicht sprechen wollte. Er war sehr nachdenklich und schweigsam, und einmal frug er mich ganz unvermittelt, ob die Witwe des Geldes bedürftig sei. Ich bejahte und fügte bei, daß die Not sie zum Verkauf der Bücher zwingt und daß, falls sich nicht bald ein Käufer finde, die ganze Bibliothek unter den Hammer kommen werde. Bald darauf verabschiedeten wir uns.

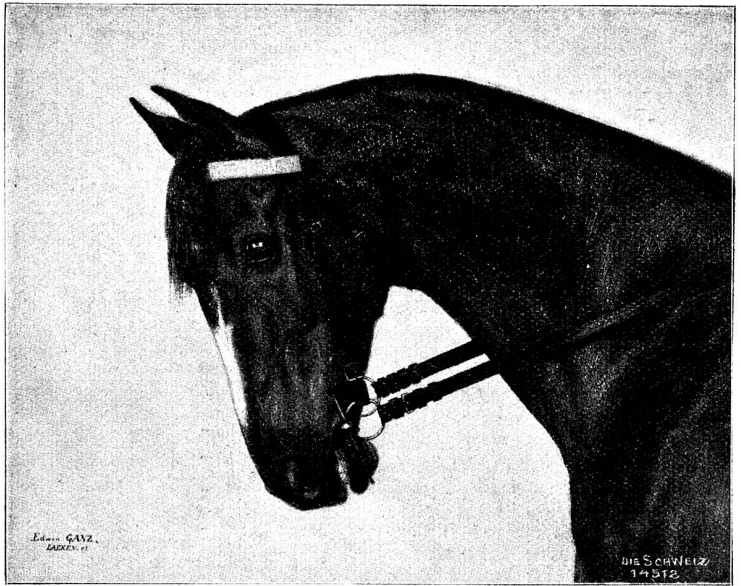
Acht Tage waren verflossen, seit ich den Doktor zuletzt gesehen. Während dieser Zeit war ich in den Bergen gewesen, um meinem Lieblingsport zu huldigen. Bei meiner Rückkunft sah ich auf meinem Tisch die Visitenkarte des Doktors liegen, auf der er mich einlud, ihn vor seiner Abreise noch zu besuchen. Ich beeilte mich, hinzugehen. Er begrüßte mich und streckte mir freundlich seine Hand entgegen.

"Nun, mein lieber Herr Doktor, Sie strahlen ja ganz vor Freude! Stimmt Sie etwa die nahe Abreise . . ."

"Falsch, grundfalsch!" unterbrach er mich lächelnd. "Ich komme soeben vom Haus der Witwe."

"So, so, und der Besuch hat auf Sie, alten Junggesellen, solche Wirkung getan! Das scheint mir fast verdächtig."

"Sie sind auf ganz falscher Fährte! Die Sache ist doch so einfach! Ich habe ihr dreißig Billets de mille Francs gebracht, und da verlor sie dermaßen das Gleichgewicht, daß ich nur mit Mühe und Not meinen Hut erfassen und mit meinem steifen Bein aus dem Zimmer humpeln konnte. Ach," lachte er auf, "ich weiß nicht, was sonst aus mir geworden wäre! Ich glaube, sie wollte mich umarmen, küssen . . . Nun," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, "jetzt bin ich Gott sei Dank der Gefahr entronnen!"



Cheltenham (Sattel Pferd König Leopolds II. von Belgien).
Nach dem Gemälde von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

"Aber zum L . . . , wie kommen Sie denn dazu, ihr dreißigtausend Franken zu bringen?"

"Die Geschichte ist einfach!" sprach er langsam. "Das Buch, das ich vor acht Tagen mitgenommen, enthielt eine Serie von sechs Bouchardon-Rissen, die einzigen bis jetzt bekannten! Ich offerierte sie sofort an L. in Paris, der mir dafür telegraphisch dreißigtausend Franken anbot. Die Witwe akzeptierte, und heute habe ich ihr das Geld gebracht. Das ist die ganze Geschichte!"

Ich schwieg und drückte ihm dankbar die Hand. So sollte denn das Buch, das einst zwischen ihrem Manne und ihr so viel Unfrieden gesät, ihr am Ende doch noch eine schöne Frucht, eine sorgenfreie Zukunft bringen!

Meine Nachbarin.

Nachdruck verboten.

Novellette von Neera. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Accolti-Egg, S. Felice a Cancelli.

Als ich meinen dunkelblauen Ueberzieher anzog, bemerkte ich, daß auf der linken Seite, und zwar gerade in der Herzgegend, ein Knopf fehlte.

Rudolf, sagte ich zu mir, es paßt sich nicht, mit einem fehlenden Knopf beim zukünftigen Schwiegervater vorzusprechen.



Auf Rekognosizierung. Nach Zeichnung von
Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

Das würde einen unvorzteilhaftesten Eindruck von deinem Ordnungssinn und hauptsächlich von deinem Stand deiner Garderobe machen; welch letzteres um so kritischer

war, als in der Tat die ganze Garderobe an einem Nagel am Türpfosten hing. Ich hatte nur ein einziges Zimmer und infolgedessen eine einzige Tür, die auf die Treppe hinausging. Ich zog also getroßt meinen Ueberzieher wieder aus und betrachtete ihn aufmerksam.

Mein alter Ueberzieher und ich sind alte Freunde und werden es bis zu unserem Tode bleiben (den seinigen ziehe ich natürlich vor). Ich kaufte ihn bei Gelegenheit einer Erbschaft. Die „Gelegenheit“ macht bekanntlich den Menschen zum Verschwenker. Die sechshundertfünfzig Franken betragende Erbschaft mußte ich mit meinen neun Geschwistern teilen, weshalb mir eine Summe von fünfundsechzig Franken zufiel, d. h. der genaue Preis meines dunkelblauen Ueberziehers.

Er war damals nach der neuesten Mode geschnitten: mit hohem Kragen, engen Ärmeln, anliegender Taille und mit zwei großen Knöpfen in der Gegend, „die noch nicht Bein und wo der Rücken endet“, und endlich mit zehn Knöpfen auf der Brust, wodurch der Mantel so eng anschloß, daß er wie angewachsen schien.

Mich in den verschiedenen Lebensphasen begleitend, war er Zeuge meiner Triumphe, Gefährte meiner Leiden, Vertrauter meiner Glücksfälle gewesen . . . So weckte jener Ueberzieher die verschiedensten Erinnerungen in meinem Herzen.

Als ich ihn zum ersten Mal anzog, wurde ich beim Barbier, der mich rasieren sollte, mit „Monsieur“ angesprochen. Und „Madame“, die hinter dem Verkaufstisch die Puderbüchsen ordnete, warf mir einen vielsagenden, schmachtenden Blick zu.

Allerdings verlieh der anliegende Schnitt — ganz nach



Die zwei Freunde. Nach dem Gemälde von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel, im Besitz des Herrn S. Rinderknecht.

Militärart — meinen Hüften eine besondere Eleganz und eine gewisse übermütige Grazie . . . Zudem stachen von dem dunkeln Stoff meine blassen Wangen und der fette, schwarze Schnurrbart vorteilhaft ab. Ich will nichts mehr beifügen, um mir nicht den Anschein eines Gecken zu geben, und auch — weil ich wirklich nichts weiter zu sagen hätte.

Ich komme auf die Betrachtung meines Ueberziehers zurück. Viele werden der Ansicht sein, daß diese für einen alten Mantel überflüssig sei. Aber, werter Leser, ich habe keine Gile. Erstens bin ich kein Romanschreiber, habe somit keine Ereignisse, die sich ungefüllt folgen, um zur Endkatastrophe zu gelangen. Romane habe ich nie geschrieben, wüßte nicht einmal wo anfangen; aber wenn ich schreiben müßte, würde ich mich an diese Regel halten. Die großen Schriftsteller werden finden, daß mir die Erfindungsgabe fehle, daß mir die schaffende Schöpfungsader abgehe. Aber ich habe nicht die Absicht, in diesen wenigen Seiten etwas zu „schöpfen“, sondern begnüge mich, schlecht und recht das Erlebte mit Ruhe, Klarheit und zarter Zurückhaltung vorzutragen, die schon in meinem Charakter liegt, aber auch die Würde eines Agenten der Firma P. P. Jakob des quondam Stanislaus im Handel von ausländischen Drogen erheischt.

Die genaue Untersuchung an meinem Ueberzieher führte mich zur Entdeckung eines zweiten fehlenden Knopfes und dreier, die dem Abfallen nahe waren.

Unmöglich, unmöglich, in jenem erbärmlichen Zustand meinem zukünftigen Schwiegervater, Herrn P. P. Jakob, der verkörpert Pünktlichkeit, vor die Augen zu treten!

Oh? Herr P. P. Jakob? . . . Du bist wirklich ein Glücksfund, erklärten meine Freunde.

Ja, es war allerdings ein Glück für mich; ich muß es bekennen. Allerdings hinterte das Mädchen ein wenig, und ihre Augen blickten unabhängig, das linke nach rechts und das rechte nach links.

Ach, sie hinterte und schielte!

Ja, aber es war die einzige Tochter des Herrn P. P. Jakob, einer soliden Firma, die der quondam Stanislaus gegründet und die mit Nord- und Südamerika, sowie mit der algerischen Küste in direkter Verbindung stand.

In mir erkannte andererseits der Prinzipal die besten Anlagen zur Geschäftsführung, zum Rechnen, zur einfachen und doppelten Buchhaltung, zur Korrespondenz, allerdings nicht in arabischer Sprache: ich bediente mich schlechtweg des Französischen. Ich verdiente zwölfhundert Franken, mit der frohen Aussicht einer baldigen Salärerhöhung auf zweitausend Franken.

Fräulein Jakob lernte ich bei einer eigentümlichen Gelegenheit kennen, d. h. während einer Erkältung, die sie veranlaßte jedesmal, wenn sie an meinem Schreibtisch vorbeiging, leicht zu husten, weshalb ich mich verpflichtet fühlte, ihr etwas Lakritze anzubieten. So entstand unser Verhältnis.

Die Dinge waren zwar nicht sehr weit gediehen. Während des ganzen Winters hatte ich ihr, wenn auch mit aller Vorsicht, den Hof gemacht. Im Frühjahr bot ich mich an, sie auf ihren Spaziergängen zu begleiten, natürlich im Beisein ihrer Mutter. Hierauf war sie zu den Seebädern abgereist, und ich hatte nicht gewagt, ihr zu schreiben. Dann war sie auf einige Tage heimgekehrt; aber gleich darauf reiste sie wieder ab. Und jetzt, jetzt, da sich jener Tag nähert, an dem ich zum ersten Mal wagte, ihr in einem Bilapapier etwas Lakritze anzubieten mit der schüchternen Frage: „Fräulein darf ich?“ — jetzt ist der Augenblick gekommen, da ich mit ihrem Vater sprechen muß! Aber mein Gott, was mache ich nun mit diesem Ueberzieher?

Dieser Ausruf entchlüpfte mir in schmerzlichem Ton, während ich, nur in Hemdbärmeln, ratlos dastand.

Es war Sonntag, schon zwei Uhr vorbei; somit wären alle Läden geschlossen, konnte ich also mit dem besten Willen keine neuen Knöpfe kaufen und mußte, wohl oder übel, für meinen Besuch bei Herrn P. P. Jakob den nächsten Sonntag abwarten, um mich als zukünftigen Schwiegerjohn vorzustellen.

Eine kritische Lage!

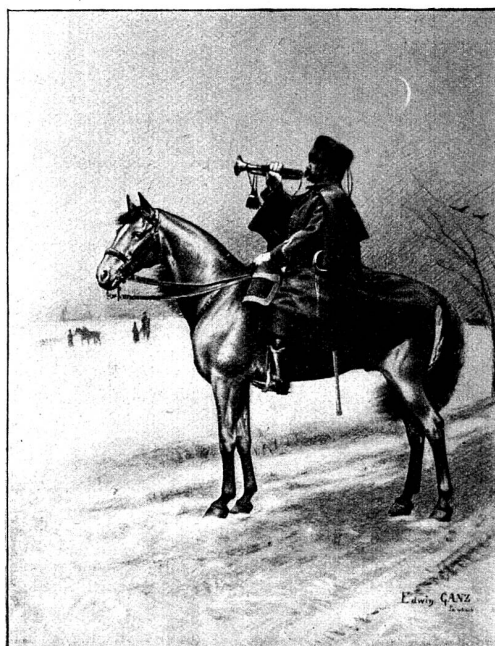
Ich konnte mich weder zum Gehen noch zum Bleiben entschließen. Indessen schlug's schon drei Uhr.

Rudolf, Rudolf, was machen wir nun? Hab' ich etwa einen andern Ueberzieher, der einigermassen anständig aussieht? Nein!

Ich durchging noch einmal meine ganze Garderobe, die an einem Nagel am Türpfosten hing, und fand bloß einen Regenschirm aus Orleans und eine graue Jägerjoppe, die mir nebst den schwarzen Ueberärmeln, auf dem Bureau diente.

Meine Herrn! Wer von Ihnen würde in einem Regenschirm oder gar in einer Jägerjoppe um die Hand einer wohlgezogenen jungen Dame anhalten?

Rudolf, Rudolf, wer kann dir helfen? Vielleicht mußt du . . . Ich hielt plötzlich inne, da ich von der Treppe her das Geräusch leichter Schritte vernahm. In der Hoffnung, es möchte einer meiner Freunde sein, steckte ich den Kopf zur Tür hinaus.



En retraite. Nach Zeichnung von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel.

Es war meine Nachbarin.

Im Gang des vierten Stocks befand sich außer der meinen bloß ihre Tür. Nur selten war ich ihr begegnet, hatte nie mit ihr gesprochen, und meine Gedanken waren so sehr mit Fräulein Jakob beschäftigt, daß ihnen alles Uebrige entging. Wenn ich etwa hinter ihr her die Treppe heraufkam, war mir allerdings ihr zierliches Füßchen und die schwungvolle Linie ihrer durch einen schwarzen Shawl verhüllten Figur nicht entgangen; aber, großer Gott, wenn man allen hübschen Mädchen, denen man begegnet, eine Liebeserklärung machen sollte!

Zudem hatte meine Nachbarin ein bescheidenes, zurückhaltendes Benehmen. Sie schnellte oft wie ein verfolgtes Reh an mir vorüber, und sowohl beim Hinauf- wie beim Hinuntergehen wußte sie mit so feinem Takt ihr Kleid aufzunehmen (und tat dies mit so anmutiger Verschämtheit) und dann ihre Zimmertür so rasch zu öffnen und wieder zu verriegeln, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mit einer tiefen Verbeugung den Hut zu lüften.

„Guten Tag!“ sagte ich diesmal zu ihr; denn als ich die Tür öffnete, hatte sie ihre großen Augen fragend zu mir aufgeschlagen, und fortzueilen, ohne sie zu begrüßen, schien mir eine Grobheit zu sein.

„Kann ich Ihnen helfen?“

Diese Worte fügte ich noch bei, da der Schlüssel meiner Nachbarin die Tür nicht öffnete.

„Ich danke!“ entgegnete sie. Wie hat wohl dieses milde Wort im Munde eines liebenswürdigen Weibes von einer lieblichen Silberstimme moduliert werden können!

Doch, „Danke“ sagen, den Schlüssel forcieren, die Tür öffnen und verschwinden, das war die Sache einer Sekunde.

Sie war verschwunden; aber der Saum ihres Kleides war an einem Nagel hängen geblieben. Ich vernahm einen leichten Schrei und sah darauf ein Händchen in einem baumwollenen Handschuh heftig am gefangenen gebliebenen Rock schütteln. Ich machte einen Sprung und kam gerade recht, um ihr diesen kleinen Dienst zu leisten.

Meine Nachbarin biß sich auf die Lippen. Mich vorneigend, befreite ich den Rock; aber wie jene plötzliche Eingebung erklären? Anstatt ihn freizugeben, hielt ich ihn fest, und in jener knien Stellung blickte ich zu ihr empor.

Ich beteuere, daß sowohl in meinen Blicken, wie in meiner Absicht kein Schatten von Bosheit sich regte. Aber kaum hatten sich meine Pupillen auf sie geheftet, als ich meine Hand ganz instinktiv öffnete.

„Danke!“ hauchte sie zum zweiten Mal. Wir standen auf der Türschwelle; somit konnte die Tür nicht geschlossen werden, bis ich mich



draußen befand, und ich konnte anständigerweise nicht länger dableiben.

Ich trat also zwei Schritte zurück. Meine Nachbarin, die eine Hand auf den Türpfoften stützte, schloß die Tür langsam, sodaß ich nur noch eine Fingerpitze sah.

„Fräulein!“ Ohne den Kopf herauszustrecken, antwortete meine Nachbarin: „Mein Herr?“

Nun mußte ich unter allen Umständen etwas sagen. In mein Zimmer hinüberschielend, dessen Tür offen geblieben war, erblickte ich

auf meinem Bett den Ueberzieher. Sein Anblick gab mir eine großartige Idee ein!

„Fräulein!“ wiederholte ich mit Sicherheit. „Wären Sie geneigt, mich aus einer schwierigen Lage, die mich in Verzweiflung bringt und die hilfreiche Hand einer liebenden Schwester herbeiziehen läßt, zu retten?“

„Was kann ich für Sie tun?“ antwortete meine Nachbarin, mich ohne das geringste Mißtrauen ansehend, wenn auch mit offener Unruhe, die sich durch rasche Blicke von mir zu meinem Zimmer kundgab.

„Wollen Sie einen Augenblick auf mich warten?“

Ich trat in mein Zimmer, und mein erstes war, den ersten besten Gegenstand der unter meine Hände kam — es war dies der Regenmantel — anzuziehen; denn, wie sich einige meiner Leser erinnern werden, ich befand mich ja in Hemdärmeln. Hierauf nahm ich den blauen Ueberzieher und kehrte damit zur Tür meiner Nachbarin zurück.

„Ist's gestattet?“

Das Nest, das sich die Schwalbe an die ephenumrannte Veranda anbaute, kann nicht mit größerer Liebe ausgeführt, nicht heller und geheimnisvoller sein, wie das Zimmerchen meiner Nachbarin.

Klein, geordnet, rein, bescheiden. Himmelblaue Gardinen bargen das Bett; vor dem einzigen Fenster, dessen glitzernde Scheiben halb davon verdeckt wurden, hingen schneeweiße Vorhänge. Ein schmales, blaues Sopha, ein blauer Lehnstuhl, einige zierliche Kippstühle, kleine Teppiche, Kissen auf allen Stühlen, hübsche, freundliche Bilder, reizende Statuetten vervollständigten das Zimmerchen: ein kleines Himmelreich!

Gin Eden im vierten Stock!

„Nun,“ fragte meine Nachbarin lächelnd, als sie bemerkte, daß ich schüchtern und verlegen, mit meinem Ueberzieher auf dem Arm, stehen geblieben war.

Oh! Dieses Lächeln!

Sie hatte blendendweiße, schimmernde Zähne; es schienen keine Perlen, Gott sei Dank; aber es waren junge, gesunde Zähne, gleich bereit, in die Lippe eines Verliebten, wie in eine saftige Frucht zu beißen.

Ich setzte ihr meinen Fall auseinander, sie fragend, ob sie nicht einige Knöpfe hätte, um die beiden fehlenden zu ersetzen.

„Es tut mir leid, ich besitze keine ähnlichen,“ antwortete sie, die Knöpfe aufmerksam betrachtend.

„Ich armer Tropf, mußte ich fünfunddreißig Jahre alt werden, um mein Schicksal von einem Knopf abhängen zu sehen?“

„Steht die Sache so schlimm?“ fragte meine Nachbarin mit Interesse.

„Sehr schlimm! Ich sollte einen Heiratsantrag machen.“

„Ach so ...“

Weiter nichts. Sie wandte den Kopf mit der größten Natürlichkeit nach der andern Seite, wie jemand, der etwas sucht oder auf einen guten Einfall wartet. Ich folgte ihren Bewegungen, bis sie vor einem kleinen Schrank stehen blieb, und sah, wie sie diesen öffnete, dann einen leichten Vorhang der wie eine zweite Barriere zu ihrem «Sancta sanctorum» bildete, zurückzog und schließlich einen alten „Waterproof“ hervorholte.

Armes Mädchen! Es war ihr teuerstes Kleidungsstück, gerade wie für mich mein Ueberzieher. Auch waren sie beide dunkelblau.

Sie lächelte wieder; mit ihren zarten Fingerchen leicht über die Knöpfe gleitend, rief sie triumphierend aus: „Siebzehn!“ Ich begriff die Sache nicht recht, begann aber aus Höflichkeit zu lächeln und schaute sie zögernd und verständnislos an.

„Fräulein?“

„Mein Herr, das Rätsel ist gelöst! Jetzt trenne ich sofort die Knöpfe von meinem Waterproof ab und nähe sie an Ihren Ueberzieher!“

„Das ist aber zuviel Mühe für Sie ...“

„Bitte, gar nicht!“

„Aber Ihr Waterproof?“

„Heute gehe ich nicht mehr aus.“

„Aber, all diese Knöpfe!“

„Sie bringen sie mir dann wieder.“

„Aber ich ...“

„Sie haben mich brüderlich um einen Gefallen gebeten; den leiste ich Ihnen jetzt. Bitte, setzen Sie sich doch!“

Auch sie setzte sich in die Fensternische und machte sich sofort an die Arbeit.

„Soll ich Ihnen die Knöpfe abtrennen helfen?“
 „Gewiß, wir gewinnen Zeit dadurch.“
 „Oder wir verlieren sie . . .“ flüsterte ich fast unhörbar,
 ihr in die Augen blickend.
 Sie errötete leicht.

„Schneiden Sie ja nicht ins Tuch!“
 Jetzt ergriff ich die Schere mit großer Sorgfalt, was mich
 aber nicht hinderte zu sehen, daß der „Waterproof“ meiner
 Nachbarin auf dem Boden schleifte. Ich hob ihn zart auf,
 ihn auf meine Knie nehmend. Trotz aller Schamhaftigkeit
 konnte ich aber nicht umhin, sie dabei leicht zu berühren, wor-
 über wir beide zusammenlachten.

Die Röte, die noch nicht von ihrem Gesicht gewichen war,
 nahm eine tiefere Färbung an.

„Ihre Braut wird durch diese Verspätung gewiß recht un-
 geduldig werden?“

Sie sagte dies mit so gutmütig heiterer Anmut, daß ich
 sie am liebsten umarmt hätte.

„Oh nein, sie wird nicht ungeduldig. Sie erwartet mich
 gar nicht.“

Sie schwieg. Aber ihre klaren, braunen, beredten Augen
 sprachen für sie, bevor sie nur die Lippen öffnete. In jenen
 Augen las ich eine gewisse Ungläubigkeit in Bezug auf die
 Aufrichtigkeit meiner Erklärung. Deshalb fuhr ich fort:

„Sie werden es sonderbar finden; aber es ist die Wahrheit.
 Ich gehe um die Hand von Fräulein Jakob anzuhalten, ohne
 erst mit ihr gesprochen zu haben.“

Meine Nachbarin fädelt ihre Nadel ein und antwortete
 auch diesmal nichts.

„Ich bin ein praktischer Mann, der direkt auf sein Ziel
 lossteuert. Ich möchte eine Familie gründen, will mich ver-
 heiraten und . . . und . . .“

„Hoktausend! Wie ein unerwarteter Lichtstrahl tauchten
 plötzlich einige Fragen in mir auf: Warum habe ich eigentlich
 Fräulein Jakob zur Gattin auserkoren? Gab es sonst keine
 Mädchen mehr auf der Welt? Hatte ich nicht reizendere kennen
 gelernt? Liebe ich sie extra?“

„Au weh!“ Die Schere war in meinen Zeigfinger einge-
 drungen, meine Gedanken weniger philosophisch gestaltend. —
 Ich kam eilig zum Schluß: Was gemacht ist, ist gemacht; jetzt
 heißt es, das begonnene Werk ausführen!

„Haben Sie sich gestochen?“ fragte meine Nachbarin.
 „Oh, nichts! Was ist ein Scherenstich gegen . . .“

Was wollte ich nur sagen? Ohne Zweifel eine Dummheit;
 aber meine Nachbarin unterbrach mich mit der Frage:

„Haben Sie auf Ihre Hochzeit schon alles vorbereitet und
 geordnet?“

„Im Geiste schon; aber es fehlt mir der Rat eines ge-
 schmackvollen Frauchens, um alles festzustellen.“

Ich machte geflissentlich eine längere Pause. Sie schien
 aber nicht darauf zu achten oder achten zu wollen.

„Ich habe eine vierzimmerige Wohnung in Aussicht . . .
 Glauben Sie, daß dies genügt?“

„Für zwei liebende Herzen allerdings!“

„Oh, für zwei Herzen sind es zu viel! Zwei Herzen, die
 sich lieben, mühten sich in einem einzigen Zimmer, einem heime-
 lichen Nest, wie dieses etwa . . . am wohlsten fühlen.“

Sie bückte sich, um einen Knopf aufzuheben. Ich fuhr fort:

„Mit einem Fensterchen, mit gerade so weißen, durchsichti-
 gen Gardinen, einem kleinen Tisch, wie dieser hier; wo die
 Liebe die Lust mit dem Wein in ein einziges Glas füllt . . .“

Mein Blick fiel auf die himmelblauen Vorhänge, hinter
 denen sich das Bett barg, und Gott weiß, welche Welt von
 süßen Gedanken jener Anblick in mir hervorrief! Süß und
 doch ehrbar. Trotzdem wagte ich nicht sie auszusprechen. So
 schwieg ich. Meine Nachbarin, der diese Pause auffiel, erriet
 vielleicht auch deren Ursache . . .

Zum dritten Mal rötete sich ihr holdes Antlitz; sie zitterte,
 stand plötzlich auf, und mit einer entzückenden Bestürzung, die
 aus ihren Augen zu lesen war, übergab sie mir den Ueberzieher.

„So, jetzt ist alles in Ordnung!“

„Es tut mir ungeheuer leid, Ihnen widersprechen zu müssen;
 aber es fehlen noch zwei Knöpfe, und da Sie so lebenswürdig
 waren, die ändern . . .“

Sie setzte sich gleich wieder und nähte jene beiden Knöpfe
 mit überraschender Behendigkeit an.

Ich betrachtete sie ohne Unterlaß und muß gestehen, daß
 mir bei dieser Beschäftigung die Zeit riesig rasch entfloß. Sie



Hirondelle (Pferd König Leopolds II. von Belgien).
 Nach dem Gemälde von Edwin Ganz, Zürich-Brüssel,
 im Besitz des Herrn Professor J. S. Dirzel.

war eine jener schüchternen Schönheiten, die nicht direkt auf
 die Sinne wirken, aber sich dafür unmerklich einen Weg zum
 Herzen bahnen.

Tack, tack, tack, tack!
 Auf einer Bronzestanduhr schlug es vier Uhr.

„Schon!“ rief ich aus, indem ich meinen Ueberzieher aus
 den Händen meiner Nachbarin entgegennahm. Ich dankte ihr
 tausendmal, indem ich ihr versprach, die Knöpfe halbmöglichst
 zurückzuerstatten, und meiner Freude über meine Bekanntschaft
 mit ihr Ausdruck verlieh.

„Es ist schon spät!“ unterbrach sie mich.
 Ich grüßte sie respektvoll, und sie erwiderte den Gruß mit
 einem reizenden Kopfnicken.

„Bier Uhr!“ wiederholte ich, als ich den Ueberzieher vor
 meinem Spiegelchen anzog. „Es ist die höchste Zeit!“ Doch
 sonderbar! Jetzt ist mir alle Lust vergangen, heute noch zu
 Herrn P. P. Jakob zu gehen. Und wenn er mir einen Korb
 gibt? Und wenn er im Gegenteil den Antrag annimmt und
 es mich dann gereuen sollte!

Rudolf, Rudolf! Wer A sagt, muß auch B sagen. Darum
 nur mutig vorwärts! Ich bin nicht sterblich in die junge Dame
 verliebt, im Gegenteil! Aber wenn die Arme jetzt ihre Hoff-
 nungen auf mich gesetzt hat, möchte ich ihr doch keinen Kummer
 verursachen.

Um schneller ans Ziel zu gelangen, stieg ich in einen Om-
 nibus, und mich in eine Ecke zurücklehnd, dachte ich an die
 geborgten Knöpfe, an ihre lebenswürdige Besitzerin, an unsere
 Unterredung, bis mir ein Plafat, das an der Decke des Om-
 nibus befestigt war, unter die Augen kam.

Rondensterte Suppen
 Rudolf Scheller
 (Deutschland) Hildburghausen.

Jene Suppen, die mich in meinen Phantastien unterbrachen,
 erinnerten mich daran, daß es Essenszeit war, und — ohne
 Herrn Scheller, der Rudolf heißt wie ich, beleidigen zu wollen
 — in jenem Augenblick hätte ich eine einzige, dampfende Suppe,
 selbst wenn sie nicht rondenstert gewesen wäre, den vielen
 ausgeschriebenen vorgezogen.

Wer weiß? Vielleicht fordert mich mein Prinzipal zum
 Essen auf?

Doch bald kamen meine Gedanken auf meine holde Nach-
 barin zurück.

Ach, zürnt mir nicht, freundliche Leserinnen, wenn, dem



Stein a. Rh. Im Hintergrund Hohenklingen, rechts das St. Georgen-Kloster.

gebietertischen Bedürfnis der Natur folgend, meine Gedanken bald seelischen, bald materiellen Inhalts waren!

Doch, da sind wir beim Hause des Herrn P. P. Jakob angelangt. Die Pförtnerin war damit beschäftigt, einem ihrer hoffnungsvollen Söhne die Ohren zu ziehen, und achtete infolgedessen wenig auf mich.

Nicht ohne etwas Herzklopfen, stieg ich die Treppe hinauf. Das Dienstmädchen (ein neues, das ich nicht kannte), das mir die Tür öffnete, fragte ich in freundlichem Ton:

„Ist Herr Jakob zu Hause?“

„Nein, aber er muß bald hier sein. Bitte, treten Sie ein, ich werde Sie in den Salon begleiten.“

„Danke, schönes Mädchen, ich bin hier bekannt,“ und mit ungezwungenem Benehmen, wie es sich für einen zukünftigen Herrn und Gebieter ziemte, ging ich ihr voran.

Der Teppich, der den ganzen Boden bedeckte, dämpfte das Geräusch meiner Schritte, weshalb ich unter der Salontür erschien, ohne von zwei, sich lebhaft unterhaltenden Personen bemerkt zu werden. Die eine war das Fräulein, Gegenstand meiner Wünsche; in der andern erkannte ich den Sohn eines Korrespondenten aus Neu-York, der seit einer Woche angekommen war und im Hause des Prinzipals logierte.

„Darf ich hoffen, eine zustimmende Antwort zu erhalten?“ fragte der Amerikaner.

„Ist's erlaubt?“ fragte ich; aber niemand antwortete, d. h. das Fräulein antwortete mit folgenden Worten:

„Ich muß gestehen, daß meinerseits ein zärtliches Gefühl . . . eine geheimnisvolle Macht . . . Wenn mein Vater seine Zustimmung gibt . . .“

„Sie werden in Neu-York eine Stellung einnehmen, um die Sie alle Italienerinnen beneiden werden.“

„Teufel!“ Es war, als hätte ich's geahnt, dachte ich. Und diese Entdeckung, ferne davon mich zu vernichten, erfüllte mich mit herzlicher, aufrichtiger Freude. Seit zwei Stunden war mir die Lust, der Schwiegerjohn von Herrn Jakob zu werden, gründlich vergangen.

Sachte auftretend, entfernte ich mich sogleich wieder. Das Dienstmädchen fragte mich, ob ich schon des Wartens müde sei.

„Nein, Liebes Kind; aber ich habe etwas, was ich Herrn Jakob zeigen sollte, zu Hause vergessen: roten Cayenne-Pfeffer, prima Qualität. Ich komme später noch einmal vorbei.“ Damit stürzte ich die Treppen hinunter, wie ein Verliebter, der . . .

Oho, Rudolf! Gilst du den Ereignissen nicht voran? Der Leser weiß schon, was du sagen wolltest . . . Du hast keine richtige Methode und verstehst noch nicht, die Effektbombe für den Schluß aufzubewahren.

Also Geduld! Kommen wir auf unsern Fahrweg zurück!

Halbwegs zwischen meiner Wohnung und derjenigen des Herrn Jakob befand sich das Restaurant, wo ich meine bescheidenen Mahlzeiten einzunehmen pflegte, und — meine leidenschaftlichen, platonischen Leserinnen mögen es mir verzeihen — ich betrat es, um meinen Hunger zu stillen.

Der alte Voltaire schmunzelte gewiß bei der lebhaften Polemik, die schon damals über Seele und Körper geführt wurde, als ob . . .

Rudolf, Rudolf!

Also: Sobald ich mein Mittagmahl geendet, flog ich in mein Kämmerchen (da dieses sich in einem vierten Stock befand, ist das Zeitwort „fliegen“ am Platz), nicht ohne erst einen Blick auf die Tür meiner Nachbarin geworfen zu haben.

(Schluß folgt).

✿ Rosen ✿

An Rosentage glaubst du längst nicht mehr;
Sie sind versunken hinter jenem Hügel,
Den Sehnsucht flüchtig streift mit mattem Flügel
Auf ihrem Zug durchs Leben kreuz und quer.

Doch eine Rosenfülle schmückt das Grab,
Das der Erinnerung Wellen leis umspülen;
Fest eingesargt ruht dort dein bestes Fühlen,
Drum zieht's dich hin, drum zieht es dich hinab!

Nanny von Escher, Albis.

